

gebracht hoom mer nisch wies naachte bisjel
Yaam. — — —

Un tee Mensch uhm in Dorf hot wos ge-
merkt, net eens is komme. Zu in unster
Verlossenheit hoom mer ball gedacht, mer
müssen niet neihuppen, mei Hannel an
teck —“

Steht da der Leser nicht leidhaftig vor
dem brennenden Häuschen des alten Erz-
ge-trägers, jera im einsamen Bergtal und
fühlt den Schmerz des an seiner „Haamer“
mit allen Fasern hängenden Gebirglers mit?
Erlebt er nicht selbst dies Brandunglück im
Erzgebirge? Louis Kiedel schildert in
seinem „Der Krinzig“ (Kreuzschnabel) den
Bogtländer leidhaftig wie er starr an dem
Aberglauben seiner Väter hängt, und allem
Zureden des Arztes zum Trost nicht zu be-
wegen ist, den geheiligten „Krinzig“ aus der
Strankensruhe seiner todtrauen Fran zu ent-
fernen.

Auch das Lausitzer Land hat seine be-
ruhmten Vertreter in diesem kostbaren Hei-
matbuche, die mit den Eigenheiten ihrer
Heimat aufs innigste vertraut, sie und ihre
Bewohner in frischpulsender Lebendigkeit
schildern. Sieht man nicht jenen alten
Lausitzer Bauern in Person vor sich stehen,
der Kurt Merich auf seine Frage nach dem
Weg nach dem Kottmar also berichtet:

„Ju, ju, dar Waig is ganz eesecht'ch.
Doa gitt'r do gleiche fort und drnoh bei
Butter-Auguste's Gassl hie, immr dr Noase
oanooch, od bei Bauer-Gottfried jenner
Schoine miht'r racht's rimbeeg'n und dan
Bauerwaig eischloin, dar de doa gitt. Noa
ann Weilsch oan Nees-Mage sen'n
Memack zängs droh hie, bis a Quarwaig
kimm, dar is aparte schiene virgericht', dan
gitt'r ne. Dernoh groadewaigs fort bis zu
dan Schide, wu mir ver Juhre's Kraut
hattu, doa trähr'ch dr Waig noa d'n Walde
zu, und drnoh stit's oahungechloin.“ —

Auch die Dichtung Oslars Schwärs
„Dr. Baber“ versetzt uns in die Lausitz und
gibt uns ein getreues Kulturbild des Haus-
webers, der seine eigenen Erzeugnisse „hin-
unter“ trägt ins Niederland. Man hört den
Webstuhl förmlich klappern bei den Versen
Schwärs:

Ti tschise, ti tschal,
ju bahle 's wird Tag,
do pad' mir menn Sach,
do ziehn mir as Niederland,
willeppern die Leinewand.

Und das Bild rundet sich, wenn Schwär
von der genügsamen Lebensweise der Lau-
sitzer Weber erzählt:

It bringt schunn die Mutter
Abern und Quark,
die Gruf'n ass'n Butter,
dr Baber ist Quark.

Aber nicht nur das Volkstum Sachsens
schildern die Bunten Bilder, nicht allein das
Leben und Treiben, die Sprache und Sitte,
auch in die Landschaft, in die Dörfer und
in die Städte führen sie uns und lassen uns
durch Wort und Bild der Schönheit und
Eigenart derselben teilhaftig werden.

Gerhard Platz „Drei Wandertage im
Erzgebirge“ sieht und schildert den Berg,
das Tal, Feld und Busch, Dorf und Stadt
wie sie im Erzgebirge zu finden sind, sieht
sie mit heißen Augen und schildert sie mit
holzer Heimatliebe.

Dr. Paul Zink-Leipzig macht uns mit dem

Kochlicher Porphyr, seiner Entstehung und
seiner Verwertung bekannt.

Emil Vogel-Kohwein wandert mit dem
Leser „An der Freiburger Mulde hin“ und
Theodor Lindemann zeigt uns die stolzen
Rathäuser seiner Heimatstadt Leipzig.

Zu dem lebendigen Wort der Autoren
der einzelnen Aufsätze gesellt sich aber in
den „Bunten“ Bildern noch das Bild, die
Illustration, die Zeichnung. Alte und neue
Graphiker haben die Reize und Stimmungen
sächsischer Landschaften und Orte festgehal-
ten und die schlichten, ansprechenden Bilder
als Buchschmuck beigezeichnet.

Die „Bunten Bilder“ sind nun aller-
dings kein Buch, das man „liest“, liegt im
landläufigen Sinne, um es dann eben als
„gelesen“ dem Bücherstrant einzuverleiben
und vielleicht dann und wann mal den einen
oder andern Freund darauf aufmerksam zu
machen, daß man es „hat“. Erst dann,
wenn man die Bunten Bilder immer und
immer wieder zur Hand nimmt, um heute
mal in diese, morgen in jene Gegend unseres
Vaterlandes zu streifen, jetzt einmal mit den
braven „Arzgebirgern“, ein andermal wie-
der mit den wackern „Bogtlännern“ sich zu
unterhalten, dann erst erfüllen die „Bunten
Bilder aus dem Sachsenlande“ den Zweck
der seinen Schöpfern vorschwebt: die Liebe
zur angestammten Scholle, zur Heimat, zum
Vaterlande zu wecken, zu fördern und zu
vilegen.

Was die Erde erzählt.

(Nachdr. verb.)

Eine seltsame Gesellschaft hat sich da vor
mir auf dem Schreibtisch versammelt. Ueber
zwei Jahrtausende Lößnitzer Geschichte
geben sich in friedlicher Gemeinschaft ein
eigenartiges Stelldichein.

Wertwürdig geformte Tongefäße und
Metallgeräte, die den Menschen der Bronze-
zeit zum Gebrauch dienten hier, da die
Ueberreste zweier Sorben, die vor einem
Jahrtausend in unserem Tale wohnten und
dort der Schädel eines ehrjamen Rana-
dorfer Bauern, der zur Zeit des 30-jährigen
Krieges gelebt und den der alte Rana-
dorfer Bestfriedhof barg. Und davor sitzt
der moderne Mensch des Zeitalters der
Elektrizität, des Radio und des Dampfes
und ipintifiziert über die Vergänglichkeit alles
Irdischen.

Zwei Jahrtausende! Treu hat die Mut-
ter Erde, der Boden unserer Lößnitz alle
diese Zeugen vergangener Geschlechter, die
da vor mir liegen, in sich bewahrt und ge-
hütet, bis der Zufall einen nach dem an-
dern dem großen Geschichtsbuche der Erde
entnahm.

Jene seltsamen Tongefäße, braun, fremd-
artig in der Form, barg der Boden der
Reichelschen Dahllengärtnerei an der
Meißner Straße. Jahrhunderte vor unserer
Zeitrechnung gaben liebende Hände die Ge-
räte ihren Toten mit für die Ewigkeit ins
Grab. Dies Krüglein mag den sterblichen
Reihen einer treusorgenden Mutter mitge-
geben worden sein ein Schmuckstück viel-
leicht eines vorgeachtlichen Haushaltes,
mit weit anladendem Bauche, verziert mit
schönen Linien. Lieb und wert mag es der
gewesen sein, der es in die letzte Ruhestätte
mitgegeben wurde. Ein anderes, schlicht
und einfach, mag zum täglichen Gebrauche

gedient haben, als Trinkgefäß an frischer
Quelle, als Becher für die schäumende Milch
des Herdenviehes, das in Urzeiten in den
Gefilden der Lößnitz geweidet hat. Und
jene plumpe und doch so kunstvolle dicke
Bronzenadel mit dem riesengroßen Loch,
überzogen von edler Patina, der viel ge-
wundene Ring aus Bronzedraht; an Fest-
tagen mag er die Hand einer sorgsam
Hausmutter geschmückt haben, die in dunk-
len Abenden an trübeblauerndem Herdfeuer
Stich um Stich mit der Nadel grobes Ge-
webe, dichtes Tierfell zur Kleidung des
kleinen Wesens schuf, dem man die primitive
Tonlinderklapper mit ins Grab gab. —
Zeugen einer Kultur unserer Gegend, von
der keine Urkunde in den Archiven, kein Be-
richt einer Chronik uns Zeugnis gibt. Nur
der Boden unserer Lößnitz berichtet von Ge-
schlechtern, von Kulturen, die in nebelhaft
fernem Altertum in unseren Gefilden be-
standen.

Die Lößnitz und die Nachbarlandschaft
hat uns fast alle Stadien menschlicher Ent-
wicklung enthüllt, von der Steinzeit, in der
dem Menschen der Gebrauch der Metalle
noch fremd war, in der er seine Waffen und
Geräte aus Stein bildete, bis zu jenen Kul-
turen, die in schriftlich bezeugte Zeiten un-
serer Heimat hineintragen.

Spärlich freilich sind die Reste der
Steinzeit, die uns die Lößnitz bis jetzt gab.
Spärlich überhaupt scheint die Besiedelung
Sachsens gewesen zu sein zu jener Zeit, die
im Anfang der gegenwärtigen geologischen
Epoche, dem Alluvium lag. Ein schmaler
Streifen von Pirna bis Meissen läßt sich
als zu jenem, der Eiszeit folgenden Erd-
alter an der Elbe als besiedelt erkennen.
Bei Trachau fand man Steinwerkzeuge und
bei Kötz nordwestlich des Dorfes in einer
Sandgrube Gefäßscherben der Schur-
teramik. Wenige Zeugen aus jener Zeit,
aber sie zeigen doch, daß die Besiedelung
unseres Landstriches schon Jahrtausende vor
unserer heutigen Zeitrechnung vor sich ge-
gangen ist. Zwar ist's die jüngere Stein-
zeit, deren Zeugen wir in der Lößnitz ge-
funden. In der älteren Steinzeit, als der
ganze Norden Deutschlands bis zu den
mitteldeutschen Gebirgen noch unter der
Gletscherdecke der Eiszeit lag, als die großen
Dickhäuter und Höhlenraubtiere zu Deutsch-
lands Fauna gehörten, waren in unserer
Lößnitz die Erstenzsmöglichkeiten für das
Menschengeschlecht noch nicht gegeben. Welche
Zeiträume über jene Kulturperiode der
Steinzeit hingegangen sind, ehe der vorge-
schichtliche Mensch unserer Gegend den Ge-
brauch der Metalle kennen lernte, wir wissen
es nicht. Eine, an unseren heimatgeschicht-
lichen Zeiträumen gemessen außerordentlich
lange Zeit muß es gewesen sein, bis die
nächste Kulturstufe unserer Vorfahren uns
in den Funden, die uns der Boden unserer
Lößnitz gibt, mit einer hochentwickelten
Technik der Metallbearbeitung vor das
Auge treten konnte.

In dieser Bronzezeit muß die Lößnitz
schon sehr reich besiedelt gewesen sein.
Überall finden sich Ueberreste davon im
Boden, und es scheint fast, als wenn sich
die Vertikalitäten der bronzezeitlichen An-
siedelungen nicht allzu sehr von denen der
heutigen Ortschaften unterschieden hätten.
Bei Kötschenbroda zeugt ein Urnensfund der
jüngeren Bronzezeit, den man 1898 in einer

